



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen : 3. Etwas zur Geschichte des
Kunstabblickes.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

andre Städte hoch aufmerken würden, wie man hier zum erstenmale ein billiges Theater erbaute, das im Betriebe kein Defizit ergäbe, keine Zuschüsse erheischte? Sicherlich würde unser Beispiel Nachahmung finden, da es die einzige Weise ist, in welcher kleinere Städte die Bühnenkunst mit wirklichem Erfolge zu pflegen imstande sind.“

Wir beschränken uns heute auf diese Andeutungen. Jeder, dessen geistiges Ohr gewöhnt ist, aus einer Andeutung heraus eine ganze Gedankenfolge zu vernehmen, wird mit uns darin übereinstimmen, daß sich hier ein neues Etwas vorbereitet, regt, rührt, bei dem alles darauf ankommt, daß es von vornherein von den rechten Händen gepflegt, in die rechten Bahnen geleitet werde. Wir gedenken auf beide Schriften oder vielmehr auf die sich aus ihnen ergebenden Betrachtungen und Fragen nochmals zurückzukommen. Vor der Hand seien diejenigen unsrer Leser, die den Zweck der Bühne nicht damit erfüllt sehen, daß alle Morgen Zettel angeschlagen und alle Abende Lichter angezündet werden, auf die genannten Schriften hingewiesen. Die Frage der Volksbühne, des Volksschauspiels wird offenbar in den nächsten Jahren von großer Bedeutung werden, und es ist gut, sich ein Urteil über Ausgangspunkte und Ziele zu bilden, ehe die unausbleibliche Feindseligkeit der Handwerksgewöhnheit dies Urteil erschweren hilft.



Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen.

3. Etwas zur Geschichte des Kunstblickes.



ie alten hübschen Geschichtchen aus dem griechischen Kunstleben, wie Maler so täuschend malten, daß Menschen und Tiere sich wirklich täuschen ließen und das Gemalte für das Wirkliche nahmen, lernt man gewöhnlich schon als Kind kennen, wenigstens auf dem Gymnasium; sie bleiben uns aber gewöhnlich auch Kindergeschichten, wie so vieles Hochwichtige und Gehaltvollste aus dem alten Leben, das da in knapper Fassung an uns tritt, dessen tiefen Gehalt man aber da noch nicht fassen kann. Aber eine feine Ahnung oder Witterung für den tiefen Gehalt und das Fragliche solcher Geschichten hat gerade die Kinderseele ganz entschieden, eine Ahnung, welche die Lehrer nicht unbenutzt und ungenährt lassen dürften; sie sind ja aber gejagt von dem lieben sogenannten Schulziel, das wesentlich dem Formalen nachjagt. So war mir, wie gewiß vielen, von jenen Geschichten in der Seele die einfache Frage sitzen geblieben: Ist das auch

wahr? und wenn es wahr ist, wie war es möglich? Und die Frage tauchte mir mit allem Ernste wieder auf, als ich neulich in Lindaus trefflichem Buche über Cranach fand, daß solche Geschichtchen doch auch bei uns auftreten in der Zeit des Aufblühens der Kunst.*)

Da kommt freilich ein kritisches Bedenken störend dazwischen: man kannte ja jene Geschichten aus dem Altertum, und die Zeit war so naiv beflissen, alles Schöne und Merkwürdige aus der neu erschlossenen glänzenden Vorzeit der Kulturwelt auch für sich zu gewinnen, auch kurzweg in der Nähe im eignen Leben wiederzufinden, wobei denn auch naiv — gelogen werden durfte. So wird man auch hier den Verdacht nicht ganz los, daß man es mit naiver Gelehrsamkeit zu thun habe statt mit Wahrheit. Aber man kann in dem Verdachte auch zu weit gehen, und folgender Fall sieht denn doch aus, wie aus der Wirklichkeit und eignem Erleben stammend.

Christ. Scheurl erzählt von Lucas Cranach im Jahre 1509: „In Torgau hast du an der Wand hangende Fasanen, Rebhühner u. s. w. gemalt (offenbar als Schmuck eines Jagdzimmers), die einstmals der Graf von Schwarzburg, als er sie erblickte, hinauszubringen befahl, damit sie nicht übel röchen, und da er sich deshalb von dem Herzog ausgelacht sah, näher tretend mit einem Eide (d. h. fluchend) versicherte, daß wenigstens der eine Flügel einer lebendigen Ente angehöre.“

Scheurl, ein Nürnberger, lebte damals in Wittenberg, in täglichem Umgang mit Cranach, der seit 1504 Hofmaler war, die Geschichte tritt uns also da ganz nahe an ihrer Quelle entgegen, während jene griechischen Anekdoten wer weiß wie viel später zuerst zur Niederschrift gekommen sind, und da sie Scheurl öffentlich dem Cranach gleichsam ins Gesicht sagt, kann sie nicht schlecht hin gelehrt erlogen sein. Und dennoch wird uns das zu glauben oder uns vorzustellen immer wieder so schwer, eben wie die entsprechenden Geschichtchen von Zeuxis und Parrhasius bei Plinius.

Man muß, um hinter die Sache zu kommen, sich erinnern, daß es ein sehr verschiedenes Sehen giebt, den Gegenständen der Natur wie der Kunst gegenüber. Wie anders sieht nicht z. B. der Künstler eine Menschengestalt, einen Kunstbau, eine Hütte, eine Baumgruppe u. s. w., als der Laie. Und ich zweifle nicht, daß es in diesem Sehen der Gegenstände eine geschichtliche Entwicklung giebt, innerhalb der Kunst ebensogut wie außer ihr bei denen, für welche die Künstler schufen. Dieser Entwicklung nachzugehen hat aber einen großen Reiz, ja einen entschiedenen Wert, oder wird sogar zu einer Forderung auch an den Gebildeten, nicht bloß an den Kunstgelehrten in einer Zeit wie unsre, die von einem ganz gesunden Triebe geleitet, der Vorzeit eine wachsende

*) M. B. Lindau, Lucas Cranach (Leipzig, 1883) S. 70. Es steht eine ganze Reihe solcher Geschichtchen dort.

Gunst und Neigung zuwendet, immer weiter über die gelehrten Kreise hinaus. Da gilt es denn auch, so schwer das ist, wieder so denken, empfinden, sehen zu lernen, wie die Zeit damals dachte, empfand, sah u. s. w. Ganz rein wird das selten Einer erreichen, vielleicht Keiner, aber schon die Bemühung darum ist mit einem ganz eigentümlichen Genuß verbunden, den genauer zu untersuchen schon der Mühe wert wäre. Der Grund des Genusses scheint mir wesentlich in dem Gefühl einer Erweiterung und Vertiefung des eignen innern Lebens zu bestehen; man muß sich dabei seines modernen Selbst, seiner heutigen Anschauungen und Empfindungen entäußern und gewinnt sich eben daraus doch bereichert wieder. Diesen Genuß kennt jeder Sammler, ob er nun alte Kupferstiche und Holzschnitte oder Münzen und Medaillen oder Waffen oder alte Scherze oder Worte und Wendungen sammelt; er sammelt sich damit zugleich ein Stück des Lebens der Vorfahren in seiner Breite und Weite und seinem Werden und Wachsen in die Seele hinein und gewinnt damit für sein eignes inneres Leben eine Breite und Weite in Zeit und Raum, einen sichern Untergrund, wie sie das bloße Leben in der Gegenwart nicht geben kann, das mehr auf die Spitze als in die Breite geht. Daher auch die behagliche, ich möchte sagen breite Ruhe, die man bei solchen Sammlern gewöhnlich antrifft und mit der sie auch Andere behaglich beruhigend anhauchen, wenn sie auf ihr Sammeln zu reden kommen.

Um aber bei dem verschiedenen Sehen verschiedner Zeiten und bei den fraglichen Kunstgeschichtchen zu bleiben, so gälte es hier, sich auf den Stand des Kunstsehens zurückzuversetzen, auf dem jener Graf von Schwarzburg stand, als er Cranachs gemalte wilde Ente sah. Er war wohl in der Entwicklung seines Kunstauges hinter den Andern zurückgeblieben, sah vielleicht Cranachsche Malerei mit ihrem Farbenleben zum erstenmale.

Um den ersten Anlauf zu gewinnen, der uns sehr verwöhnte Leute von heute in das Gleis des ältesten Kunstsehens zurückbringt, kann man sich an unsre Kinder wenden, sobald man darüber hinweg ist, in ihrem Treiben bloß Kindisches zu sehen, nicht auch die ersten Äußerungen der reinen Natur, die sich dann die Cultur nach ihren geänderten oder gesteigerten Bedürfnissen zurecht macht, in jedem Jahrhundert anders.

Wie spaßhaft sehen uns Erwachsene die Striche an, mit denen ein Kind sich einen Baum, ein Pferd oder wovon seine kleine, aber lebendige Phantasie eben voll ist, auf die Schiefertafel entwirft. Das Kind sieht sie doch gar nicht als Spaß, sondern ganz ernst und befriedigt an. Meint man, daß es eben nur die Striche so befriedigt sieht, die wir allein sehen? Nein, es hat offenbar außerdem den Baum, das Pferd, wie es sie gesehen hat, noch in sich vor dem innern Auge und sieht sie sich in die Striche hinein. Genauer: es hat den Baum in dem behaltene[n] Eindruck nur wie zwischen sich und der Schiefertafel schwebend, und er wird ihm durch die Striche so weit zugleich nach außen ge-

zogen, daß es ihn in den Strichen wieder wie vor sich sehen kann. Daß das innerliche Bild ganz nach außen gerückt oder gesetzt werde, wie wir verwöhnte Erwachsene verlangen, dafür hat das Kind noch gar keinen Bedarf, und es wird auf den ersten Stufen der Kunstentwicklung auch den Erwachsenen so gegangen sein.

In diesen Kunstblick des Kindes, wenn man es schon so nennen kann, mich zurückzuersezen, hat mir aber einen ganz eigenartigen Reiz. Man hat, glaube ich, von dieser Stelle aus einen reineren Blick auf das ganze Kunstwesen überhaupt, als ihn der Standpunkt unsrer entwickelten oder auch entwickelten Kunst geben kann, denn man steht da wieder ganz und sicher in dem Raume, in dem und für den eigentlich alle Kunst zu arbeiten hat, und wird seiner großen Bedeutung wieder inne, d. h. in einer Art innerem Raume zwischen uns und den Gegenständen, der zugleich ganz uns angehört und doch an die Gegenstände hinan reicht oder auch sie einschließt, so weit sie uns auch angehörig werden können. Dieser innere Raum zwischen uns und den Dingen ist überhaupt von der höchsten Wichtigkeit, es ist der freie Spielbereich unsers Ichs, so möchte ichs nennen, gerade für die Kunst gut bezeichnend, zwischen ihm und der harten Wirklichkeit draußen, der auch ethisch, erkenntnistheoretisch, metaphysisch von der höchsten Wichtigkeit ist und in dem sich alle uns wirklich angehende Grundfragen bewegen und ihre Antwort zu finden haben.

Um aber noch bei der Kunst zu bleiben: man kann sich da an dem Kinde dessen erinnern, was unsre Zeit zu ihrem Schaden so leicht vergißt, daß alle Kunst ihrem Wesen nach eigentlich nur andeutend ist und sein kann; wie weit man auch den Spielraum ausstecke, in dem sich dies Andeuten zu einem völligen Deutlichwerden ausdehnen kann, der Kreis des Andeutens kann doch nicht überschritten werden oder es geschieht der Kunst Schade. Läßt sich doch leicht erkennen, daß auch unser Kunstauge bei aller hochentwickelten Kunstgewöhnung oder auch Verwöhnung von jenem Kinderstandpunkte doch noch nicht ganz losgerissen ist. Wie wirksam kann z. B. ein von einem rechten Künstler gezeichnetes bloßes Profil eines Gesichtes sein, das uns so viel hinein zu sehen oder zu ahnen überläßt. Auch wenn wir einen Holzschnitt mit allem Ernste ansehen, bei dem doch die Farben fehlen, wie wir die schraffirten Striche für wirkliche Schatten nehmen müssen: hat dieser Ernst nicht immer noch etwas von dem spaßhaften Ernste, mit dem das Kind seinen Baum auf der Schiefertafel ansieht? Wir müssen uns eben auch die Farben und Schatten, die das innere Auge braucht, mehr oder weniger aus uns hineinsehen, also wie das Kind den innerlichen Baum in seine andeutenden Baumstriche. Ja merkwürdig, an ausgemalten Holzschnitten und Kupferstichen, wie sie im sechzehnten Jahrhundert beliebt waren, sind uns die Farben störend, die man doch verlangen sollte. Ein Holzschnitt von Dürer, Cranach, den wir schwarz gelten lassen oder bewundern, tritt uns ausgemalt mehr in das Licht von Kinderkunst zurück,

vielleicht weil die Farben für unsre Gewöhnung zu sehr nur andeutend gehalten sind, wie wir es selbst als Kinder mit solchem Ausmalen gehalten haben. Das sechzehnte Jahrhundert muß auch darin ein anders Kunstauge gehabt haben.

Denkt man sich aber in die Zeit zurück, wo sich alle zeichnende Kunst noch mehr in der Andeutung bewegte, die wir noch beim Profil gelten lassen, so muß man annehmen, daß alle, auch die Gebildeten, nicht nur daran gewöhnt, sondern förmlich darauf eingeübt waren, sich in die Umrisse das volle Leben selber hinein zu sehen. Das zeigen auch Äußerungen, wie in der berühmten Stelle der Nibelungen, wo Siegfried zum erstenmale mit der Kriemhild zusammen geführt wird und beide als glänzendste Gestalten erscheinen sollen und für die Dichtung müssen. Wenn die Kriemhild zu dem Zweck im Unterschied von ihrem Frauengefolge dem Monde verglichen wird, wie er die Sterne überleuchtet, was ja auch uns noch ganz wirksam ist (obwohl es auch dem Hörer zum Ausmalen genug übrig läßt), so heißt es von Siegfried, der dabei noch dazu von tiefster Bewegung ergriffen gezeichnet ist, bloß so:

Dô stuont sô minneclîche daz Siglinde kint,
sam er entworfen wære an ein permint
von guotes meisters listen (Kunst) u. s. w. Nib. 285 Sachm.

Wir haben ja solcher Bilder, wie sie da gemeint sein müssen, genug übrig in pergamentnen Handschriften, z. B. in der Pariser oder sogenannten Manessischen Niederhandschrift (nun auch leicht zugänglich in den guten Proben in Könnecks Bilderatlas), können aber, was wir daran sehen, nicht überein bringen mit der Wirkung, die der Dichter da brauchte und bei seinen Hörern gewiß erzielte; denn sie wußten doch sicher ganz genau oder hatten es deutlich genug im Auge, wie ein Held in glänzendster Manneserscheinung aussah, und sahen die eben in jener Federzeichnung mit einfachster Färbung. Es erklärt sich aus dem Unterschiede des Kunstsehens von damals und heute.

Als aber die Kunst von jenem Andeuten fortschritt zur lebenswahren Ausführung, wie in unsrer Malerei im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert geschah, da muß sich ein wahrer Umschwung vollzogen haben in der Gewohnheit des Sehens; das Auge, das auf die alte Kunst eingeübt war, mußte stutzig werden vor den Bildern, und wer, wie vielleicht jener Graf zum erstenmale vor ein Bild trat mit der lebensvollen Formen- und Farbengebung, wie sie Cranachs Bilder boten, bei dem mußte wohl der Umschwung zu einem ordentlichen Umsturz werden.

Eine so gemalte wilde Ente an der Wand: er brachte ja, gewiß ein erfahrener Jäger, wie alle Fürsten damals, den Strichen und Farben das Lebensbild der Ente in sich entgegen, nach langer, ungestörter Gewöhnung — und stieß auf einmal auf ein Entenbild außen, so lebensvoll, wie mans bisher nur von der Ente selber kannte: traf nicht da gleichsam eine doppelte Ente im

Auge zusammen, aus dem die Täuschung der wirklichen Ente sich ergeben konnte oder mußte?

Und noch stärker mußte die Wirkung sein bei einem Menschenbilde mit dem Ausdruck der Seele in Blick und Miene (wie das Cranach gerade so bewundernswürdig vermag), den man vorher ganz aus sich hineinbringen mußte.

Aber bei Tieren, wie dort im Altertum von gemalten Weintrauben und Vögeln erzählt wird? Ich habe doch eine sichere Nachricht von einem Hunde, der eine gemalte, ziemlich lebensgroße Katze lebhaft anbellte. Gewiß hat jeder Hund gerade das Bild der Katze, zu der er in einer so wunderbaren angeborenen Beziehung steht, deutlich genug schon in sich selbst, aus vielfachster Berührung, daß es ihm vor einem guten Katzenbilde ebenso gehen kann, wie dem Grafen von Schwarzburg vor Cranachs Fasanen u. s. w. Und von reifen Weinbeeren müssen auch die Staare ein recht deutliches Bild in sich haben (ein Gesehenes und ein Geschmecktes), sonst könnten sie sich nicht jährlich auch weiter her in den Weinbergen sammeln, wenn die Zeit da ist. —

Nutzenanwendung, wenn eine sein soll und etwas weiter greifen darf, vielleicht nicht nötig — Erstens: wenn uns im Leben unsrer Vorfahren, dem sich die Neigung nun zuwendet, etwas aufstößt, das die Neigung durchkreuzen will, weil wir es unverständlich finden oder wohl gar scharf ablehnen müssen, so thun wir gut, unser Urtheil zurückzuhalten und uns zu erinnern, daß das alte Leben vielfach unter andern inneren Gesichtspunkten stand und von andern Verhältnissen bedingt war, als unsre sind, und daß es jene zu ermitteln gilt. Wie viel könnte ich davon erzählen, daß etwas, das mich an unsrer Vorzeit ärgerte, mir durch geduldiges Beobachten nachher zur Freude oder Lehre wurde.

Zweitens: es ist uns recht gesund, dabei inne zu werden, daß auch unser Standpunkt und unsre Gesichtspunkte von heute keineswegs, wie wir leicht wähnen, etwas Sicheres, Notwendiges, Abschließendes sind, sondern gar viel Fragliches, Zufälliges, werdendes immer noch enthalten, d. h. daß auch sie, also wir noch auf der Entwicklungslinie stehen, die weiter strebt und die es zu erkennen gilt, um sie mit Bewußtsein richtig zu lenken; dazu muß man aber mit verstehendem Übersehen weiter ausholen, ja so weit als möglich. Der kleinere oder größere Umschwung der allbestimmenden sogenannten Weltanschauung, der ungefähr mit dem Auftreten eines neuen Geschlechts zusammentrifft, vollzieht sich keineswegs in bloßem Fortschritt, sondern oft auch so, daß um eines teilweise guten und richtigen Neuen willen das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, also vom Alten manches abgestoßen wird, was man daneben hätte bewahren sollen. Der stille Zug der Zeit zum Leben und Denken der Vorfahren zurück, der sich besonders seit 1870 so vielfach offenbart, ist selbst ein Zeichen davon, daß das jetzt im gebildeten Bewußtsein sich geltend macht als richtige Fühlung, vorbereitet durch die Bestrebungen der Romantik, obwohl die Anregung dazu viel weiter zurückgeht.

Und drittens, um noch einmal auf die Hauptsache hier, das Undeutende der Kunst zu kommen: es handelt sich dabei um etwas Hochwichtiges, das jetzt in Gefahr ist vergessen zu werden, ich meine das unüberspringliche Grundgesetz alles Kunstwesens, daß dazu nicht bloß das Schaffen des Künstlers, sondern auch eine Mitarbeit des Genießenden gehört, die der Künstler mit in Rechnung ziehen muß. Mir ist es, als ob das aus dem obigen Gedankengange von selbst herausspringe, auch ohne tiefere Begründung, die weiter ausholen müßte. Daß aber unsre Kunst jetzt vielfach auf einer Linie den Fortschritt sucht, wo jenes Grundgesetz übersprungen werden soll (was genau besehen gar nicht möglich ist) und dem genießenden Anteilnehmer möglichst nichts aus sich hinzu zu thun bleibt, das ist vielen Einsichtigen schon fühlbar geworden am Theaterwesen, wo die sogenannte Ausstattung immer mehr eine Gestalt annimmt, daß der Theaterbesucher seine Phantasie und sein eigentliches Kunst-Ich zu Hause lassen könnte. Die äußern Sinne werden übersättigt und damit abgestumpft, und die Abstumpfung ergreift von selber zu leicht auch den innern Sinn, den eigentlichen Kunstsin, der nun auch träge wird und sich schlafen legen kann. Daß es aber an dieser Klippe für das wahre Kunstwesen auch in andern Kunstgebieten nicht fehlt, wäre nicht schwer nachzuweisen. Das ist aber Überkultur, sieht aus wie Verfall, und wie das Ganze dann weiter verläuft, kann man aus der allgemeinen Kunst- und Culturgeschichte wissen. Vielleicht hilft uns auch darin die zunehmende Neigung für die ältere Zeit und ihr Verständnis wieder auf den Weg der Gesundheit zu kommen, die sich der Einzelne schon dort holen kann, wie der Städter in der Sommerfrische, warum nicht die Zeit überhaupt?



Russische Skizzen.

Von Otto Kaemmel.

(Fortsetzung.)



Wenn der berühmte Volkswirtschaftslehrer Georg Hansen in Göttingen seinen Zuhörern die Wirtschaft eines Bauern ad oculos demonstrieren wollte, dann pflegte er in ihrer Gegenwart den Besitzer des Hofes etwa nach der Zahl seiner Pflüge zu fragen, und sagte dann dem überraschten auf den Kopf zu, wie groß seine Feldflur sei, wie vieler Knechte und Zugtiere er bedürfe u. s. f. Ähnliche Schlüsse kann man auch hier ziehen. Den ganzen Viehstand bilden,

Grenzboten II. 1887.

75